

Egbert S., geb. im November 1937 aus Teplitz-Schönau

Die Vertreibung aus Teplitz

Aus Teplitz über die Grenze

Etwa am 30.05.1945 erhielt meine Mutter die Aufforderung, dass sie sich am Samstag, den 02.06.1945, morgens am Bahnhof in Teplitz zur angeordneten Ausweisung einzufinden habe. Daraufhin wurden Kleinmöbel mit dem Pflichtjahrmädchen auf dem Dachboden versteckt und das silberne Besteck in einer Kiste im Garten vergraben – die Stelle habe ich noch deutlich in Erinnerung. Meine Mutter hatte damals die Vorstellung, dass sie nach wenigen Wochen im Rahmen eines geordneten Umzugs die gesamte Wohnungseinrichtung nach Hessen werde überführen können.

Für den Transport von zwei Koffern sowie eines kleinen Koffers besorgte sie sich einen alten Korbkinderwagen und nähte für jedes ihrer drei Kinder einen passenden Rucksack für etwas Kleidung und etwas Verpflegung; sie selbst trug auch einen Rucksack. In jedem Kinderrucksack war ein Stoffschild mit Namen und der Zielanschrift in Hessen eingenäht.

Am 02.06. zogen wir mit unserem Gepäck zu dem etwa 2 Kilometer entfernt liegenden Bahnhof in Teplitz. Dort reihten wir uns in eine etwa 100 Meter lange Schlange von Menschen mit Gepäck ein und warteten geduldig, bis wir durch die Eingangshalle und den links abbiegenden Gang zum Wartesaal vorrücken konnten. Aus den zu öffnenden Koffern nahm sich das tschechische Personal Dinge, die ihnen offenbar gefielen, u.a. eine kleine Tischdecke, und warfen die Sachen auf einen Haufen hinter Tischen.

Nach der Plünderung des Gepäcks wurde uns mit anderen Familien und auch Einzelpersonen ein bedachter Güterwaggon an einem Bahnsteig zugewiesen. Im hinteren Bereich rechts vom Einstieg mit Schiebetür fand meine Mutter einen Bereich für das Gepäck und Platz, auf dem wir drei Kinder auf mitgebrachten Decken nachts schlafen konnten. Der Zug bestand aus etwa sechs bis acht Güterwaggonen. Über die Anzahl der Personen je Waggon habe ich keine genaueren Vorstellungen. Gegen Mitternacht des 03.06. fuhr der Zug ab nach Bärenstein (Grenzort, südlich von Annaberg/Buchholz in Sachsen). Am Bahnhof wurden wir ausgeladen und für den Rest der Nacht in einem Kinosaal untergebracht. Am 04.06. hielten wir uns vormittags in großer Hitze am Bahnhof in Bärenstein auf, um eine mögliche Weiterfahrt mit der Bahn zu erkunden. In dieser Situation hat sich meine Mutter einer Familie Gebauer angeschlossen. Herr Gebauer war Bediensteter bei der Post gewesen, und deshalb organisierte er als nächste Übernachtungsmöglichkeit die Poststelle in Bärenstein, wo wir auf dem Fußboden nächtigten. Wahrscheinlich bestand der gesamte Transport aus Beamten und Angestellten mit ihren Familien aus dem Reich, sogenannte Reichsdeutsche.

Unter der Hut unserer Mutter durch Deutschland von Ort zu Ort

Am 05.06. hielten wir uns noch in Bärenstein auf und meine Mutter versuchte, mit einer Frau Grote unter großen Schwierigkeiten im ca. eineinhalb Kilometer entfernten Nachbarort Weipert einige Lebensmittel zu kaufen. Die Nacht verbrachten wir wahrscheinlich wieder auf dem Fußboden der Poststelle.

Am 06.06. gelangten wir über Buchholz und Aue nach Schönheider Hammer mit der Bahn und einem Lastwagen. Die nächste Nacht verbrachten wir wahrscheinlich in der dortigen Poststelle. Auch am 07.06. blieben wir noch in Schönheider Hammer.

Am 08.06. lief meine Mutter mit anderen Personen über Auerbach nach Falkenstein und kehrte gegen 23 Uhr nach einem ca. 35 Kilometer Fußmarsch zurück. Es ging sicher darum, die Weiterfahrt zu organisieren und Lebensmittel zu kaufen.

Der 09.06. vergeht mit warten auf eine Fahrgelegenheit. Am 10.06. gelingt die Weiterfahrt mit einem Lastwagen nach Brunn. Mittags läuft meine Mutter mit Herrn Gebauer nach Auerbach, um Brot zu kaufen.

Am 11.06. kann sie in Brunn Kartoffeln kaufen. Zu Fuß sucht sie wieder Auerbach auf. Am 12.06. gelingt mit Schwierigkeiten ein Transport mit Gepäck nach Auerbach zu dem dortigen Postamt zum Übernachten.

Vom 13. bis 16.06. hat meine Mutter Laufereien für einen notwendigen Passierschein. Dazu gehört auch stundenlanges Schlangenstehen. Am 17.06. wird ein „Ruhetag“ eingelegt.

Am 18.06. gelingt uns mit einem Lastauto die Fahrt bis Halle an der Saale. Das bedeutet auch den Abschied von der Familie Gebauer und von Frau Grote. Am 19.06. können wir mit der Bahn über Eichenberg nach Kassel fahren. Meine Mutter bringt uns bei einer Bekannten im Haus ihrer Schwiegereltern in der Menzelstraße 16 unter und reist zurück nach Eichenberg, um unsere Koffer zu holen, die der Schaffner bei der Abfahrt nicht mehr in den Zug reichen konnte. Sie findet die Koffer noch auf dem Bahnsteig und fährt am 20.06. zurück nach Kassel. Nachmittags können wir noch mit dem Zug nach Guntershausen fahren. Als Nachtquartier wird ein Platz an der Fulda hergerichtet.

Zwischenstation in Nentershausen

Am 21.06. fahren wir wiederum mit der Bahn bis Bebra und übernachten im alten Pfarrhaus. Am 22.06. kommen wir irgendwie im ca. 12 Kilometer entfernt liegenden Dorf Nentershausen an.

Dorthin hatte sich unser Großvater Wilhelm S. mit seiner späteren zweiten Ehefrau in Sicherheit gebracht, nachdem er in Kassel in der Wohnung Menzelstraße 16 ausgebombt worden war. Die „Neue Mühle“ am Ortseingang von Nentershausen, wo wir für ca. drei Wochen blieben, war sein Geburtshaus. Obwohl wir alle sehr beengt zusammenlebten, war für mich das Leben auf der Mühle mit großer Landwirtschaft (zwei Pferde, Kühe, Schweine, Hühner und Enten) und dem Mühlenbetrieb mit einem kindgerechten Arbeitseinsatz eine erlebnisreiche Zeit, wobei die Begeisterung zu nächtlichen Träumen führte.

Neben der Mitarbeit im Haushalt für ca. zehn Personen arbeitete meine Mutter auch auf den Feldern bei den anfallenden Verrichtungen mit. Nach etwa drei Wochen brachte uns ein Verwandter mit der Kutsche zum Bahnhof Sontra. Von dort schafften wir es noch am selben Tag mit der Bahn bis Cölbe hinter Marburg an der Lahn, weil eine Weiterfahrt in Richtung Frankenberg wegen einer durch Bombardierung zerstörten Eisenbahnbrücke bei Sarnau nicht möglich war. Bei einer fremden Frau verbrachten wir die Nacht in Cölbe.

Am nächsten Morgen brachte uns ein Bus zum Bahnhof hinter der zerstörten Brücke, und weiter ging es mit der Bahn Richtung Frankenberg bis zum Bahnhof in Birkenbringhausen. Die beiden Koffer blieben im Bahnhof und wir gingen zu Fuß mit unseren Rucksäcken durch die Felder an der Schiefer-Mühle an der Eder vorbei nach Röddenau. Im Elternhaus meiner Mutter fanden wir bei der Oma Reinbott mit ihrem ledigen Sohn, der eine kleine Landwirtschaft mit ca. zwei Hektar betrieb, für die nächsten 16 Jahre Unterkunft. Das Leben auf dem kleinen Bauernhof mit zwei Kühen, einem Schwein, 10 Hühnern und Gänsen, mit Hund und Katze war in der damaligen Zeit die beste Voraussetzung für ein gesundes Weiterleben. Die beiden Koffer holten wir am nächsten Tag mit dem Kuhgespann vom Bahnhof in Birkenbringhausen.

Meine ersten Gefühle und Eindrücke bei der Vertreibung

Zum Zeitpunkt der Vertreibung bzw. Ausweisung aus dem Sudetenland im Juni 1945 war ich sieben Jahre und sieben Monate alt und besuchte in Teplitz-Schönau die 2. Klasse. Es waren vor allem Räume, Gebäude und Vorfälle, die in meiner Erinnerung deutlich haften geblieben sind. Erinnerungen an Menschen, die nicht zu meinen ständigen Bezugspersonen gehörten, sind dagegen ungenau bzw. im Unterbewusstsein nicht gespeichert worden.

Durch meinen täglichen Schulweg vom Wohngebiet Goetheplan durch den Schlosspark, über den Schlossplatz und dem Marktplatz zu meiner Schule hatte ich auch später eine genaue räumliche Vorstellung an Straßen, Plätzen und Gebäuden der Stadt. Deswegen konnte ich mich bei drei späteren Besuchen in Teplitz-Schönau in den Jahren 1974, 1988 und 2007 problemlos orientieren. Wobei bei meinem ersten Besuch beispielsweise die tatsächliche Entfernung zwischen unserer ersten Wohnung und meinem Kindergarten viel kürzer war, als die in der gespeicherten Erinnerung. Auch Erinnerungen an Örtlichkeiten nach der Vertreibung bzw. von der „Reise“ von Teplitz nach Nentershausen sind deutlich haften geblieben: u.a. das Verlassen der Wohnung im Egmontweg 5, die Schlange der wartenden Vertriebenen links vom Bahnhofseingang, der Gang von der Bahnhofshalle zum Wartesaal, die Plünderung des Gepäcks im Wartesaal, der Bahnsteig mit Güterwagen und Schlafplatz, das Übernachten im Kino von Bärenstein, die Warteschlangen in Aue bei der Passagierscheinausgabe, der Bahnhof in Eichelberg mit unseren beiden großen, stehengebliebenen Koffern, der Hauptbahnhof in Kassel mit vielen Menschen, die zerbombten Häuser in Kassel, das Übernachten auf Sesseln in einer fremden Wohnung bei einer fremden Frau in der Menzelstraße in Kassel, das Ufergelände an der Fulda zum Übernachten in Gunterhausen südlich von Kassel, das Übernachten im alten Pfarrhaus in Bebra, die Scheune, die Stallungen, der Garten, der Hühnerstall, die Felder und Wiesen sowie die Wohnräume in der „Alten Mühle“ in Nentershausen, die Fahrt mit der Pferdekutsche zum Bahnhof in Sontra, das Übernachten in einer fremden Wohnung in Cölbe bei Marburg an der Lahn, die Wanderung mit Handgepäck vom Bahnhof in Birkenbringhausen nach Röddenau, der Transport unserer beiden großen Koffer mit Kuhgespann vom Bahnhof in Birkenbringhausen nach Röddenau vorbei an der Schiefer-Mühle an der Eder.

An die Erzieherinnen im Kindergarten in Teplitz und auch an die Lehrkräfte und den Pfarrer für evangelische Religion in der ersten und zweiten Klasse habe ich keinerlei Erinnerung. An die wechselnden Pflichtjahrmädchen und an die Mitbewohner im Haus Egmontweg 5 bestehen undeutliche Erinnerungen. An meinen Vater habe ich nur das Bild in Erinnerung, als er in Uniform auf Heimaturlaub war.

Auch an eine weitläufige Verwandte meiner Mutter aus Röddenau und an einen Cousin bestehen Erinnerungen; beide besuchten uns während des Krieges in Teplitz. Auch an die Familie Gebauer und die Frau Grote, mit denen wir nach der Vertreibung über eine Woche zusammen waren, bestehen keinerlei Erinnerungen (diese beiden Namen und andere genaue Angaben stammen aus Notizen meiner Mutter). An die zahlreichen näheren und weiteren Verwandten meines Vaters in Nentershausen, mit denen ich während des etwa dreiwöchigen Aufenthalts Kontakt hatte, kann ich mich dagegen noch gut erinnern.

Im Gegensatz zu meiner Mutter, die an dem Tod meines Vaters und den entwürdigenden Umständen der Vertreibung viele Jahre gelitten hat, habe ich diese Schicksalsschläge im Alter von sieben oder acht Jahren mehr oder weniger als notgedrungen hingenommen, zumal ich während dieser Zeit keinen Hunger leiden musste und wegen meiner Sicherheit keinerlei Ängste aufkamen, weil meine Mutter immer in der Nähe war und ich mich auch bei fremden Menschen nicht verlassen fühlte, wenn meine Mutter ab und zu für mehrere Stunden abwesend sein musste, um z.B. Lebensmittel zu kaufen oder einen Passierschein zu erhalten.

Eigentümliche Erfahrung – vertrieben in die eigene Heimat

Im Alter von sieben bis acht Jahren hat sich noch kein Heimatgefühl entwickelt. Sicherheit, Rückhalt und ein Wohlbefinden für die eine Umgebung gewinnt man durch die Nähe der Eltern, vor allem der Mutter. Nachdem wir nach der Vertreibung aus einer großzügigen, komplett eingerichteten Wohnung auf dem kleinen Bauernhof bei der Oma mütterlicherseits in Röddenau in beengten Verhältnissen untergekommen waren und sich das Anwesen an einem kleinen Bach befand und ein großer Hof mit großem Garten zum Spielen zur Verfügung stand und es vor allem reichlich zu essen gab, habe ich mich in dem neuen Umfeld sehr wohl gefühlt.

Weil meine Mutter in der Nachbarschaft bzw. im Dorf, ihrem Geburtsort, gut bekannt war, fühlte ich mich sehr schnell als Einheimischer. Von den Einheimischen im Dorf wurde ich bzw. wir von Anfang an gleichfalls als Einheimische anerkannt. Meine Mutter als Kriegswitwe teilte das Los mit vielen anderen Frauen. Der Verlust einer gesamten Wohnungseinrichtung und die Erinnerungen und Strapazen durch die Vertreibung wurden als Kriegsfolgen betrachtet.

Wir waren keine deutschen Heimatvertriebenen, obwohl meine Mutter später einen Flüchtlingsausweis erhielt. Wir waren nicht aus einer angestammten Heimat unter entschädigungsloser Enteignung eines Besitzes (Immobilien, Ländereien, Betriebe) vertrieben worden, sondern wir waren aus einem Gebiet des Deutschen Reiches enteignet und vertrieben worden, in das mein Vater mit seiner Familie im Interesse des Staates als Beamter versetzt worden war.

Wir waren von den tschechischen Politikern in unsere eigentliche Heimat Hessen vertrieben worden. Diese unmenschliche Entscheidung wäre nicht notwendig gewesen, da meine Mutter mit uns Kindern nach Kriegsende sowieso nach Hessen umgezogen wäre. Durch enge verwandtschaftliche Beziehungen nach Frankenberg, Marburg an der Lahn, Kassel und Wißmar bei Gießen entwickelte sich bei mir ein Heimatgefühl für diese Region. Durch spätere Reisen in andere hessische Städte und auch durch spätere, jährliche „Studienfahrten“ mit dem Gymnasium in Frankenberg hat sich dieses Heimatgefühl für das Land Hessen weiter vertieft.

Die deutschen Heimatvertriebenen aus den östlichen Provinzen des Deutschen Reiches (Ost- und Westpreußen, Pommern, Schlesien, Sudetenland – gemäß dem Münchener Abkommen) und aus anderen Siedlungsgebieten des ost- und südost-europäischen Raumes sind geprägt von einem unermesslichen Verlust an Raum, Vermögen und Kultur, sie sind Gefangene ihrer besonderen Geschichte. Dieses Schicksal von etwa 15 Millionen Deutschen hat die deutsche Nachkriegspolitik bis ins 21. Jahrhundert hinein in ihrer Tragweite nicht genügend erfasst und gewürdigt. Durch die öffentliche Pflege eines Schuldkultes aufgrund der Verbrechen an den Juden und der vermeintlichen rein deutschen Kriegswilligkeit wurde die Vertreibung von 15 Millionen Deutschen aus ihrer seit

Jahrhunderten angestammten Heimat, in die sie nicht als Eroberer mit Waffengewalt eingedrungen waren, im kollektiven Gedächtnis des deutschen Volkes relativiert. Die Vertreibung von Menschen als Mittel der Politik wurde hingenommen. Diese ideellen und materiellen Verluste und besonders auch die über zwei Millionen, die ihre Vertreibung nicht überlebt haben, hätten andere Nationen nicht so hingenommen. Diese 15 Millionen vertriebenen, unschuldigen Deutschen wurden quasi in eine kollektive Haftung genommen für Taten einer deutschen Regierung, die sie z.T. noch nicht einmal gewählt hatten.

Deshalb gebietet es die Achtung vor der Würde dieser Menschen und vor der Geschichte, die Vertreibung der Deutschen aus ihrer Heimat in einer dauerhaften Erinnerungskultur zu bewahren.

Nach unserer Rückkehr: Erfahrungen mit den Besatzungssoldaten und den Flüchtlingen bzw. Vertriebenen?

Bevor im Jahre 1946 die ersten deutschen Heimatvertriebenen – vor allem Sudentendeutsche – in Röddenau aufgenommen wurden, spielten US-amerikanische Soldaten und die Soldaten der Wehrmacht in meinen Erinnerungen eine Rolle. Im Sommer 1945 wurde das Wohnhaus in Röddenau zwei Mal von US-amerikanischen Soldaten durchsucht. Man vermutete dort deutsche Soldaten und versteckte Waffen. Die Oma, meine Mutter und wir drei Kinder mussten das Haus verlassen und uns auf dem Hof aufhalten. Mein Onkel durfte bei der Hausdurchsuchung durch etwa zwei Soldaten mit anwesend sein. Zwei weitere Soldaten bewachten den Eingang bzw. richteten ihre Gewehre auf den Spaniel meines Onkels, der mit lautem Gebell die Eindringlinge zu vertreiben versuchen wollte. Da das US-amerikanische Militär bei den beiden Hausdurchsuchungen einen Kellerraum direkt neben der Küche im Erdgeschoss übersehen hatten (an der Zugangstür hingen Handtücher), schwand bei mir die Achtung vor ihrem räumlichen Vorstellungsvermögen.

Ein interessierter Zuhörer war ich ständig, wenn sich Verwandte oder auch Männer aus der Nachbarschaft von ihren Kriegserlebnissen, von Gefangenschaft oder Flucht daraus erzählten. Die Verwandten kamen häufig zum Helfen bei der Ernte oder zu Arbeiten, die mein älterer Onkel nicht alleine durchführen konnte (z.B. Isolieren unseres Wohn- und Schlafraumes mit Heraklithplatten, Trockenlegung des Hofes, Trockenlegung einer Wiese im Goldbachtal durch Drainage). Interessant waren für mich auch die politischen Darlegungen meines Onkels, der die falsche Politik der Nationalsozialisten von Anfang an vorausgesehen hatte und der sich während des Krieges vor einer Dienstverpflichtung neben seiner Arbeit als Landwirt durch eine bewusst herbeigeführte Erkrankung geschützt hatte.

Als 1946 die ersten deutschen Heimatvertriebenen in Röddenau einquartiert werden mussten, hat meine Mutter als Einheimische um Verständnis für die angeordnete Einquartierung bzw. um Verständnis für das Schicksal der Vertriebenen geworben. Mir ist besonders das Schicksal einer „Flüchtlingsfamilie“ mit drei Mädchen aus dem Sudetenland in Erinnerung. Schon bald nach ihrer Ankunft (vielleicht auch erst nach der Währungsreform 1948) verkauften sie Kinderbücher und Würfelspiele. Wenige Jahre später eröffneten sie in Fankenberg eine Buchhandlung mit Spielwarenabteilung und wieder einige Jahre später eine zweite. Allgemein sind mir die „Flüchtlingsfamilien“ als fleißige und intelligente Menschen in Erinnerung geblieben.

Wir kamen heim zu Verwandten!

Ab dem Sommer 1945 lebten wir mit der verwitweten Oma mütterlicherseits (Jahrgang 1866) und einem ledigen Bruder (Jahrgang 1894) meiner Mutter in einem gemeinsamen Haushalt auf dem kleinen Bauernhof (s.o.). Das Anwesen bestand im ersten Stock aus dem Wohnhaus mit zwei Zimmern, zwei Kammern und einem kleinen Flur, im Erdgeschoss aus einer kleinen Küche, einem Abstellraum, einem Keller für Kartoffeln und Rüben, einem kleinen Flur und einem integrierten Kuhstall. Der geräumige Dachboden wurde zum Wäschetrocknen und zur Lagerung des Getreides (Roggen, Hafer, Weizen) sowie als Abstellraum genutzt. In dem Kuhstall wurden zwei Kühe, zeitweise ein Kälbchen und ein Schwein gehalten. Die Toilette ohne Wasserspülung war an den Kuhstall angebaut und war wie dieser mit der Jauchegrube verbunden. Neben der Jauchegrube wurde der Mist gestapelt.

In der frei stehenden Scheune befand sich ein Hühnerstall und ein Lagerraum für Holz, Gerätschaften und Fahrräder. Neben dem Wohnhaus schloss sich ein Gemüsegarten an, und hinter der Scheune erstreckte sich ein ca. 100 Meter langer Grasgarten mit einem kleinen Beet für Kartoffeln und wenigen Obstbäumen entlang des Goldbachs. Das Ufer des Goldbachs war mit Weiden, Erlen, Eschen, Fichten und einem großen Ahornbaum bepflanzt. Das Anwesen war bis Anfang der 50er Jahre nur durch eine Furt durch den Goldbach für das Kuhgespann zu erreichen. Über einen Pfad zwischen Goldbach und dem Nachbarhaus konnte man das Anwesen zu Fuß erreichen.

Die kleine Küche im Erdgeschoss und das Wohnzimmer über dem Kuhstall wurden gemeinsam genutzt. Oma und Onkel schliefen in den beiden Kammern. In dem großen, durchgehenden Zimmer auf der rechten Seite des Hauses über Abstellraum und Keller schliefen meine Mutter und meine Schwester in einem großen Bett, in dem anderen großen Bett schliefen mein Bruder und ich. Dieser Schlafbereich wurde später durch einen Vorhang vom vorderen kleinen Wohnzimmer getrennt. Das gemeinsame Wohnzimmer wurde durch einen zweistöckigen gusseisernen Ofen mit Holz beheizt, die Küche mit einem Herd und für unser Zimmer musste vor dem Winter 1945/46 erst ein Ofen organisiert und gesetzt werden. Die Scheiben der vier Fenster waren regelmäßig mit Eisblumen bedeckt, und auf der Wasserkanne bildete sich ab zu eine Eisschicht.

Nachdem die Oma 1949 gestorben war, zogen mein Bruder und ich mit zwei neuen Betten mit Nachttisch und einem neuen Schrank, (finanziert durch das inzwischen verabschiedete Lastenausgleichsgesetz) in ihre Schlafkammer hinter dem gemeinsamen Wohnzimmer. Außerdem wurde ein Wasseranschluss installiert.

Für meine Mutter waren diese Lebensverhältnisse und das Zusammenleben mit Mutter und Bruder in einem gemeinsamen Haushalt eine ziemliche seelische Belastung. Schließlich hatte sie in Teplitz-Schönau den Haushalt in einer großzügigen 5-Zimmer-Wohnung mit Küche, Bad und Gästetoilette sowie Zentralheizung eigenverantwortlich geführt. In den ersten Jahren kamen noch die ständigen Auseinandersetzungen und Rückschläge mit den deutschen Behörden wegen der Regelung der Versorgungsbezüge hinzu. Ein erfreuliches Ereignis waren während dieser Zeit die regelmäßigen Care-Pakete von einem Onkel in den USA, dem Bruder meiner Mutter.

Unsere erste „eigene“ Wohnung

In den Jahren 1960/61 schaffte es dann meine Mutter, in Röddenau ein eigenes Zweifamilienhaus zu bauen. Sie lebte in den ersten Jahren darin mit ihrer ältesten Schwester, die als Rentnerin eine Wohnung im Dachgeschoss bezog. Die Finanzierung gelang durch Eigenmittel, Kapitalisierung der Kriegerwitwenrente, Landesbaudarlehen, Aufbaudarlehen, Familienzusatzdarlehen und der Aufnahme einer Hypothek.

Meine Schwester war schon 1956 nach der Mittleren Reife nach Marburg an der Lahn zur Ausbildung zur MTA gezogen, und ich begann 1959 das Studium am Pädagogischen Institut in Weilburg. Mein jüngerer Bruder studierte ab 1960 Jura in Marburg an der Lahn, sodass wir Kinder nur noch zeitweise in den Schulferien in dem neuen Haus wohnten bzw. später mit unseren Familien zu Besuch kamen.

Unser immaterieller Schaden

Der immaterielle Schaden bestand in dem Tod meines Vaters an der Westfront, in der Vertreibung aus Teplitz-Schönau, durch Raub von Eigentum und der entwürdigenden Behandlung sowie in den belastenden Lebensverhältnissen nach der Unterkunft in Röddenau, unter denen vor allem meine Mutter stark litt.

Hätte mein Vater den Krieg als Soldat unversehrt überstanden oder er wäre in US-amerikanische Gefangenschaft geraten, so wäre eine Rückkehr in die Verwaltung des Landes Hessen als Beamter die logische Folge gewesen. Denn er war schließlich als Regierungsrat 1939 von Hessen in das Sudetenland versetzt worden. Das familiäre Zusammenleben hätte sich nach unserer Vertreibung aus dem Sudetenland völlig anders d.h. viel positiver gestaltet.

In Teplitz bewohnten wir eine vollkommen eingerichtete 5-Zimmer-Wohnung. Der Raub bzw. die entschädigungslose Enteignung der gesamten Einrichtung, die sich meine Eltern seit der Eheschließung im Jahre 1936 bis 1944 angeschafft hatten, war ein zwischen zivilisierten Völkern absolut unwürdiger und rechtswidriger Vorgang. Nach der bedingungslosen Kapitulation entschied nicht das Recht, sondern die Gewalt bzw. der Hass des vermeintlichen Siegers. Auch der menschenunwürdige Abtransport in einem Güterwaggon wäre nicht notwendig gewesen. Unter normalen Umständen hätte meine Mutter mit uns Kindern freiwillig das Sudetenland verlassen, um nach Hessen zurückzukehren, wo die väterlichen und mütterlichen Wurzeln unserer Familie seit Jahrhunderten bestanden. Ein geordneter Umzug, wie er 1939 von Wiesbaden nach Teplitz erfolgte, wäre in umgekehrter Richtung der normale Ablauf gewesen.

Im Nachhinein stellt sich für mich die Frage, warum meine Mutter mit uns Kindern nach dem Tod meines Vaters im November 1944 nicht einen Umzug nach Hessen

durchgeführt hat. In Frankenberg, Marburg an der Lahn oder auch Wismar bei Gießen lebten damals nahe Verwandte; Orte, die im Gegensatz zu Kassel, wo der Großvater väterlicherseits lebte, von Bombardierungen verschont geblieben waren. Wegen möglicher Bombenangriffe hatte wahrscheinlich auch der Großvater von einem Umzug abgeraten, zumal mit einer Bombardierung sudetendeutscher Städte nicht zu rechnen war.

Meine Mutter war politisch sehr interessiert und hat sicherlich auch mit meinem Vater während eines Heimaturlaubs von der Front oder sogar bereits 1944 bei seinem Einrücken zur Wehrmacht über die Folgen für die Familie aufgrund der sich abzeichnenden Niederlage bzw. wegen seines möglichen Fallens im Krieg gesprochen. Leider habe ich zu ihren Lebzeiten versäumt, sie nach damaligen Abwägungen bzw. Zukunftsplänen zu fragen, und leider hat sie nach dem Krieg auch von sich aus diese Thematik nicht mit uns erörtert.

Unsere materiellen Verluste

Der materielle Verlust bestand in der entschädigungslosen Wegnahme der gesamten Einrichtung einer 5-Zimmer-Wohnung einschließlich des Inhalts verschiedener Schränke. Das schöne Haus mit großem Garten und Garage gehörte einer Försterwitwe, die die Kellerwohnung bewohnte. Deswegen trug das Haus an der Straßenseite den Namen Hubertus und einen prächtigen Hirschkopf. In dem gehobenen Wohngebiet hatten viele Häuser einen Namen an der Straßenseite. Im Dachgeschoss wohnte ein Ehepaar, das in Teplitz ein Geschäft betrieben, und wir lebten in der idealen ersten Etage.

Von dem großen Flur aus gelangte man rechts in die geräumige Küche mit Herd, Spültisch und Küchenschrank und von dort rechts durch einen kurzen Gang zu der Speisekammer und zum Zimmer für das Pflichtjahrmädchen. Auf der linken Seite der Küche führte ein Durchgang zum Wintergarten mit vier großen Fenstern zur Straßen- und Gartenseite. Möbliert war der Wintergarten mit einem Esstisch und Stühlen sowie zwei Sideboards.

Durch eine Tür erreichte man direkt das große Wohnzimmer mit einem runden Erker zum Garten hin. Die Möbel bestanden aus dem Esstisch mit Stühlen, einem Teewagen, einem Schrank, einem Klavier, einer Liege und einer Sitzgruppe im Erker. Das sich anschließende Kinderzimmer war sowohl direkt vom Wohnzimmer als auch vom Flur her begehbar und enthielt zwei Betten, einen Schrank, eine Schlafcouch und meinen Schreibtisch. Das Elternschlafzimmer mit Betten, Schrank und Frisierkommode konnte man vom Flur oder auch direkt aus dem sich anschließenden Badezimmer erreichen. Daneben lag die vom Flur zu erreichende Gästetoilette.